

Mein Bruder, der Engelⁱ

Fortschritt hat, wie wir wissen, seinen Preis. Sein Weg ist gesäumt von Verlustmeldungen. Folgt man seinen Anklägern, blieb vor allem eines auf der Strecke: Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Widersprochen haben dem stets die Künste. Unbeirrbar traten sie für die Redefreiheit jener ‘anderen’ Vernunft ein, die aus unserer Natur spricht. Anwälte wie Herder, Leopardi oder Baudelaire beriefen sich dabei gern auf das Kind und seinen hellen, von kulturellen Trübungen freien Blick auf die Welt. So sollte das Menschengeschlecht anfangs insgesamt gewesen sein. Doch seitdem, d.h. von Beginn an, galt eine solche innige Ursicht der Dinge als verloren. Die schönen Künste schienen uns wohl nicht zuletzt deshalb schön, weil sie sie dennoch zu Gehör bringen wollten, gegen den allgemeinen Gang der Kultur.

Was auf dem Spiel steht – das kann ein literarischer Kinderblick von heute zeigen. Was sieht er wirklich? Wie es ist, sagt Valerio Aiolfi. Sein Romandebüt „Ich und mein Bruder“ (dt. 2001) schaut durch das Perspektiv eines Sechsjährigen. So gut wie nichts ist geblieben von den einstmals offenen, unbefangenen Augen. Sie wirken wie eine gealterte Illusion der Moderne, die kaum etwas mit Kindern, aber viel mit den Sehnsüchten desillusionierter Erwachsener zu tun hat. Inzwischen, so gibt Aiolfi zu verstehen, hat der Fortschritt auch ‘Kinderaugen’ sentimental aufgeklärt. Sie sind ihrerseits zum Medium geworden. Längst sehen sie nicht mehr durch die ‘laterna magica’ Prousts, sondern gleichen einer Filmkamera.

Aiolis Roman nimmt, insofern, an einem Medienübergang teil, den er zugleich selbst thematisch bloßlegt. Er ist in seiner Art ein geschriebener Film, weit davon entfernt, als Filme noch visuelle Romane waren. Auf den Blickwinkel also kommt es vor allem an. In einer kleinen Szene schaut der Roman gleichsam in seinen eigenen Spiegel. Die Mutter hatte gerade einen Artischockenauflauf zu Boden geworfen, wütend über ihren mürrischen Mann. „Ich schaue das an“, heißt es vom Jungen. „Und sehe die Kasserolle, die da unten liegt, mit noch einem einzigen Artischockenherzen drin. Ein großes Auge, das von unten heraufschaut. Die Artischocke ist die Pupille.“ Das Kind sieht sich, mit diskreter Hilfestellung des Erzählers, selber sehen. In seinen kleinen Blick von unten ist diese Welt eingelassen. Das heißt, es nimmt nur ihren Vordergrund, die Einzelheiten, das Äußere wahr. Die Zusammenhänge selbst bleiben ihm gerade verschlossen. Nirgendwo wird analysiert; nur registriert. So wie ein richtiger Junge nicht weinen darf, ist auch der Stil seiner Beobachtungen: genau, verschlossen, als wollte er sich nichts von allem anmerken lassen. Dadurch kommt ein ebenso reizvolles wie riskantes Doppelspiel in Gang. Der Kamerablick des Jungen nimmt auf und gibt wieder, ohne zu verstehen. Es ist am Leser, seine

Wahrnehmungen zu deuten. Wenn man so will, ist das die eigentliche Handlung des Romans. Doch liegt es daran, dass die Signale von der einen zur anderen Seite nicht kräftig genug, oder allzu subtil sind – man kann sich gut vorstellen, dass nicht jeder Leser dieses perspektivische Doppelspiel gewinnt (und den Text dann verloren gibt).

Zumal sich aus einer kindlichen Ich-Sicht wenig *action*-Kapital schlagen lässt. Erst wer sich aufmerksam auf diese Handlungsarmut einlässt, kann etwas erleben. Dann beginnt die Geschichte des Jungen im Kleinen den Umbruch der Werte im Großen zu reflektieren. Wie Zeichen an der Wand erscheinen dabei die Eltern, die sich nicht mehr verstehen; der sterbende Großvater; ein tödlich verunglückter Onkel; unseriöse Geschäfte. Dazu, im weiteren, die verheerende Überschwemmung von Florenz, die mit ‘68 zusammenzuspielen scheint und alles mit sich fortreißt, was bisher galt. In kindlicher Nahaufnahme gesehen: die beiden Horte seiner Identität, Familie und Haus, zerbrechen. Die Eltern entfremden sich; der Vater geht; die Mutter flüchtet sich in ein Abenteuer; das Kind wird abgeschoben. Gleichzeitig scheitert der Hausbau. Nichts ist mehr so, wie es war.

Von hier, erst von hier aus, wird die Geschichte hinter der Geschichte sichtbar. Wie würde der Junge auf das reagieren, was er sieht, aber nicht durchschaut? – Er hatte einen Bruder, gestorben, bevor er selbst geboren wurde. Doch im kreatürlichen Gedenken der Großmutter blieb er wie anwesend; als Engel etwa auf dem Gemälde in ihrem Schlafzimmer; oder an seinem Geburtstag, wo sie ihm einen Platz freihält, in ihren Worten ohnehin. Eine unmerkliche Wiederaufstehung setzt ein. Je mehr die Eltern sich von ihrem Kind entfernen, desto näher rückte er seinem toten Bruder; unterhält sich mit ihm; er wird sein ständiger Begleiter. Sein eigenes Leben verlagert sich immer mehr von außen nach innen. Bald lebt er in einer eigenen kleinen Welt; spricht kaum noch, nur mit seinem ‘alter ego’ – ein Abbild der gestörten Kommunikation um ihn herum. Als die Eltern sich schließlich trennen, löst auch er sich völlig ab und sperrt sich – autistisch – ganz in seinen Bewusstseinsfilm ein. Die äußere Entfremdung löst eine Alienation in ihm aus.

Auf diesen verhängnisvollen Parallelismus kommt es Aiolfi an. Die Welt der Kinder ist nur heil, wenn es die ihrer Eltern ist. Naives Einvernehmen – es liegt nicht in uns wie ein verschütteter Schatz der Natur, der bloß wieder gefunden und gehoben sein will. Er zeigt sich erst, wenn die Erwachsenen ihre Vernunft walten lassen. Natürlichkeit, will Aiolfi sagen, ist eine sensible Angelegenheit von Kultur. Dass dies am besten die Kunst kann, konnte der Kleine noch nicht wissen. Aber sein Erzähler. Deshalb hat er die bedrohte Perspektive des Kindes unter den besonderen Schutz des Romans gestellt. Eine Prise *social correctness* durfte dabei allerdings nicht fehlen. Am Krankenbett lässt er die Eltern wieder zueinander

und den Jungen zu sich finden. Überhaupt ist der Erzähler die stumme Hauptperson. So wie der Junge mit seinem Bruder führt er ein Selbstgespräch mit seiner Kindheit. Herausgekommen ist dabei ein Kulturschadensbericht von '68. Jede wohlfeile Nostalgie liegt ihm allerdings fern, als wolle er verschweigen, an was ihm – wieder – gelegen ist: an Familie.

ⁱ VALERIO AIOLLI: *Ich und mein Bruder*. Roman. Aus dem Italienischen von Angelika Beck. Zürich (Pendo) 2001. – Original: *Io e mio fratello*. Rom (Edizioni e/o) 1999.